Hans Henning Freiherr Grote

Leuthen



Leipzig / B. G. Teubner / Berlin

5276

Deutsches Ahnenerbe

In jener berühmten Schlachtordnung, in der schon Epaminondas bei Leuktra und Mantineia gesiegt hatte, und die Friedrich dem Großen bei Kolin zunächst zum Verhängnis geworden war, weil seine Unterführer ihn nicht begriffen, setzt er zum Staffelangriff an, um den linken Flügel des Feindes zu zerbrechen. Es kann, so denkt Friedrich, eine geringe Anzahl Truppen sich sehr wohl mit einer Überlegenheit messen. Es attackiert ein Teil der Armee den Feind von einer entscheidenden Seite. Wird der Angriff abgeschlagen, so ist nur ein Teil der Armee geschlagen worden; die übrigen drei Viertel, die noch frisch sind, dienen dazu, den Rückzug zu sichern, denn auch dieser muß bedacht werden. Friedrich hatte aus den Ereignissen bei Kolin gelernt, und er erwartete das Gleiche von seinen Offizieren. „Mich auf Ihren Mut und Ihre Erfahrung verlassend, habe ich den Plan zur Bataille gemacht", so sprach er am Vorabend der Schlacht zu seinen Generalen.

Diesmal folgen Munitionswagen den Regimentern dicht auf, um dem in der unglücklichen Schlacht bei Kolin plötzlich eingetretenen verhängnisvollen Mangel an Infanteriemunition vorzubeugen. Die Flanke Zietens schützt Infanterie, und auf dem linken preußischen Infanterieflügel steht bis zuletzt der Generalmajor v. Driesen mit seinen vierzig Schwadronen bereit. Der Gang der Schlacht zeigt, daß bei kluger Vorausberechnung des Führers, unter einem einheitlichen und entschlossenen Führerwillen und bei einem festen Glauben an den Sieg bei Führern und Geführten ein zahlenmäßig unterlegenes Heer auch einen weit stärkeren Gegner aus vortrefflich geschützter und verschanzter Stellung vertreiben und in wilde Flucht jagen kann. Ewig bleibt der Ruhm des Sieges von Leuthen. Zwar war es noch nicht der entscheidende Sieg des Feldzuges, das Gewicht des Sieges aber konnte während des ganzen Krieges von den Gegnern nicht wieder ausgeglichen werden. Die berühmteste Schlacht des Jahrhunderts war geschlagen worden, die in der Weltgeschichte nur noch mit den Siegen bei Kannä und bei Tannenberg 1914 verglichen werden kann.

Leipzig / B. G. Teubner / Berlin

Deutsches Ahnenerbe

Lesestoffe für den Deutsch- und Geschichtsunterricht

Herausgegeben von Dr. Georg Usadel

Hans Henning Freiherr Grote

Leuthen

Mit 6 Abbildungen

nach Originalen von Adolf Menzel

1936

Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Best.-Nr. 5276

Umschlagbild: Aus Adolf Menzels Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen. Jubiläums-Ausgabe. Bd. II.

Textabbildungen: Nach den Originalen Adolf Menzels aus Kugler, Friedrich der Große. Verlag E. A. Seemann, Leipzig.

In den letzten Novembertagen des Jahres 1757 schwangen durch die Straßen der Stadt Wien lustige Trompetentöne. Aus allen Winkeln und Häusern lief das Volk zusammen und bestaunte den prächtigen Zug. Voraus sechzehn blasende Postillone, hielt der kaiserliche Generalmajor Duc d'Ursel seinen feierlichen Einzug und freute sich der guten Post, die er mitbringen durfte. Tag und Nacht unterwegs, denn es kam nicht darauf an, wie viele Pferde er auf dieser Reise verritt, war seine Siegesbotschaft noch frisch wie der blinkende Tau, der an diesem sonnenhellen Wintermorgen sacht auf den Gräsern des Prater gefror.

Das standhafte Herz der Kaiserin-Königin Maria Theresia, die seit zwei Jahren nun zum dritten Male wider König Friedrich von Preußen den Kampf um das geliebte und verlorene Schlesien aufgenommen hatte, bebte dieses Mal in Freude und Stolz. Unweit Breslau war eine große Schlacht geschlagen worden. Prinz Karl von Lothringen mit seinem getreuen Berater Feldmarschall v. Daun hatten dort die Preußen in ihrem festen Lager, das sich im weiten Bogen vom Pilsnitzer Gehölz über Gräbschen bis Gabitz erstreckte, angegriffen und geworfen. Derweilen der große Preußenkönig mit seinem Heere in Thüringen focht und gegen Franzosen und Reichsarmee bei Roßbach seinen Namen bis in die Sterne erhob, war jener Unglücksschlag über seine Truppen in Schlesien unter dem Herzog von Bevern herniedergesaust, und nicht einmal die Österreicher wußten, wie schwer der König selbst diese Niederlage ansah. Denn ein Schreiben an den Herzog von Bevern war ihnen unbekannt geblieben, in dem Friedrich seinen General beschwor:

„Bei solchem Umstande und wenn Ew. Liebden so fortfahren, so muß ich nicht nur Deroselben lediglich den Verlust von Schweidnitz zuschreiben, sondern Sie werden mich auch noch um ganz Schlesien bringen, Meine ganze Armee decouragieren und Mich in Verlust von Land und Leuten setzen, Ihrer Reputation aber einen ewigen Affront und Schande zuwege bringen. Überdem bringen Sie mich hier in die Nasse, da ich Meinen geraden Weg hier fortgehe, indeß durch Ihr Stillsitzen sich der ganze Klumpen vom Feinde hierher auf

mich ziehen wird, welches also mich notwendig zum höchsten arretieren und mehr schaden muß, als wenn ich eine Bataille durch Sie verloren hätte. Ich habe Sie vor timide Ratgeber und Conseils gewarnt ... Ew. Liebden aber befehle ich nochmals und positive, dem Feind auf den Hals zu gehen, ihn zu attackieren und zu schlagen."

Solcher Brief hatte den Herzog von Bevern erst nach verlorener Schlacht angetroffen und schmerzte ihn darum um so mehr. So war es gekommen, daß der kaiserliche General Duc d'Ursel nicht nur eine Siegesbotschaft, sondern gar die — Gefangennahme des preußischen Oberbefehlshabers in Schlesien seiner hohen Gebieterin zu vermelden vermochte. Verwirrt und in Trauer über die harten Worte seines Königs, hatte sich der Herzog von Bevern am 24. November auf sein Pferd geworfen, um persönlich zu erkunden, welche Aussichten zur Verbesserung der verzweifelten Lage und zum Schutze der Hauptstadt Breslau sich noch seinem kundigen Auge bieten konnten. Dabei hatte es sich von ungefähr ereignet, daß er einer Pandurenvedette geradenwegs in die Arme lief. So war das schlesische Heer, dem König Friedrich in Eilmärschen nahte, um ihm zu helfen, vollends führerlos geworden.

Die Trompetenrufe des ersten Kuriers waren kaum verhallt, als schon wieder ein neuer Bote mit seinen blasenden Postillonen in Wien eintritt. Dieses Mal war's ein Major v. Reitzenstein, der die Freudenbotschaft brachte: „Breslau ist gefallen!" Ein emsiges Kommen und Gehen geschah in der kaiserlichen Burg. Alle Würdenträger und Gesandten beeilten sich, der Kaiserin ihren tiefgefühltesten Glückwunsch auszusprechen; denn nun war es gewiß: Preußen war verloren, und sein ewig unruhiger König mochte getrost sein Testament machen.

Die Österreicher wußten vielleicht nicht, daß dieser König schon lange sein Haus bestellt hatte, und ob sie wohl schon des öfteren Proben von der Außergewöhnlichkeit dieses Mannes erhalten hatten, so hätte es ihre Siegesstimmung wahrscheinlich ein wenig gedämpft, wenn sie gewußt hätten, mit welcher Unerschütterlichkeit Friedrich von Preußen das Schicksal trug, um es dennoch zu meistern. „Alle diese Unglücksfälle haben mich nicht niedergeschlagen", erfuhr von ihm Prinz Heinrich, sein fort und fort mißgünstiger, ehrgeiziger und genialer Bruder. „Ich marschiere meinen geraden Weg vorwärts nach dem Plan, den ich mir gemacht habe. Wenn es dem Himmel gefällt, wird alles wieder gutgemacht werden, aber freilich nur mit großer Mühe." Und Feldmarschall v. Keith, den er nach Böhmen geschickt hatte, um sich die dort stehenden Österreicher vom Halse zu schaffen, ließ er wissen: „Was meine Lage in diesem Lande angeht, so werden Sie leicht erkennen, daß sie im höchsten Grade schwierig und bedenklich sein muß durch die unglücklichen und zum Teil plumpen Fehlgriffe, welche sich einige meiner Generale vor meiner Ankunft haben zuschulden kommen lassen. Ich gebe mich indes der Hoffnung hin, mit Gottes Hilfe alles wieder gutzumachen, obwohl mein Tagewerk ein Feldzug ist, reich an Schwierigkeiten, Mühen und Zufällen, deren aller ich jedoch Meister zu werden hoffe."

Und während die Österreicher in Wien jubelten und rauschende Feste ihrer Freude über den als sicher erwarteten Fall Preußens beredten Ausdruck gaben, näherte sich Friedrich der verlorenen schlesischen Hauptstadt, war dies sein fester Wille, und keine Übermacht sollte ihn darin wankend machen:

„Ich werde die Österreicher angreifen und wenn sie auf dem Zobtenberge oder auf den Kirchtürmen von Breslau stünden."

Mit nur vierzehntausend Mann war der König von Leipzig in Eilmärschen nach Schlesien aufgebrochen. Aber über diesen Vierzehntausend rauschten die siegreichen Fahnen und Feldzeichen von Roßbach im Wind, und in ihren Herzen lebte unerschüttert der Glaube an ihren König. Man wußte gar wohl im Roßbacher Heere, daß die Dinge in Schlesien nicht gut gegangen sein konnten, denn nicht umsonst hetzte sie Friedrich jetzt durch schlammzerweichte Wege ohne Rast und Ruh nur vorwärts, immer vorwärts. Sie nahmen alle Mühe und Entbehrung willig in Kauf, Mann und Offizier, um den Brüdern in Schlesien zu helfen und neuen Ruhm zu gewinnen. Am 28. November, nachdem sie in sechzehn Tagen einundvierzig Meilen bezwungen hatten, näherten sich die Vorhuten der königlichen Armee dem schlesischen Städtchen Parchwitz, das hinter der Katzbach gelegen ist.

In Parchwitz herrschte bunter Markttrubel. Nicht zur Freude aller seiner Bewohner hatten sich Kroaten, die unter dem Kommando des österreichischen Obersten v. Gersdorff standen, mit viel Lärm und Anmaßung unter die Käufer und Müßiggänger gemischt

und trieben dort ihre überflüssige Kurzweil. „Ist sich gut leben hier, Bruderherz", lallte ein betrunkener Reiter und schwang die halbleere Flasche gefährlich nahe vor den Augen eines biederen Schlesiers, der entsetzt zurückfuhr, von dem brüllenden Gelächter des Kroaten verfolgt. „Magst nicht saufen, Bruderherz?" Und der halbwilde Reiter zog es vor, auch noch den Rest des Trankes in den übervollen Magen zu schütten. Es war ein recht unruhiger Markt für die brave Bevölkerung von Parchwitz.

Da ging plötzlich ein Gerücht umher, manche Männer und Frauen steckten die Köpfe zusammen; niemand zwar wußte, wer die Kunde aufgebracht hatte, und am wenigsten bemerkten die Österreicher, die sie besonders anging, etwas von der allgemeinen freudigen Unruhe, die umherlief. So sehr sicher fühlten sich die Vedetten der siegreichen Armee, die mit der Schlacht bei Breslau ihre Schuldigkeit getan zu haben glaubte.

Da gellten mit einem Male Signale auf. Wie ein Ameisenhaufen belebte sich der Markt, alles lief durcheinander, und dann war plötzlich der weite Platz fast menschenleer, denn ängstlich hatte ein jeder versucht, den Schutz eines Hauses aufzusuchen. Nur die betrunkenen Kroaten taumelten noch umher, blickten sich blöde an und wußten nicht, was es bedeuten sollte.

Jetzt sprengte ein Wachtmeister herbei, rief ein paar wütende Kommandos, und als sie wenig fruchten wollten, trieb er mit der blanken Klinge seine Herde zusammen. „Aufgesessen, ihr Himmelhunde", brüllte der Kaiserliche mit letzter Lungenkraft, „die Preußen sind über uns!"

Er hatte sich nicht getäuscht. Feindliche Reiter, die Vorhut der königlichen Armee, waren um diese Zeit im kecken Anritt über die Katzbachbrücke vorgestoßen und befanden sich bereits mitten in der Stadt, wo sie jeden Widerstand mit dem Pallasch zerbrachen. Die entsetzten Kroaten auf dem Marktplatz sahen sich schneller in Gefangenschaft, als der Geist des Weines aus ihren Hirnen zu entweichen vermochte. Zehn Husaren kostete die Preußen der Sieg bei Parchwitz, dafür ließ der Feind allein einhundertundachtzig Gefangene in ihrer Hand. Der König von Preußen aber hatte den sicheren Ausgangspunkt für alle seine weiteren Absichten gewonnen. Er bezog sofort ein festes Lager, in dem er die geschlagene Armee von Breslau zu erwarten gedachte, um mit ihr vereint die Österreicher zur Schlacht herauszufordern.

Zwiespältige Gefühle im Herzen, kamen die Bevernschen dem Königsbefehl nach. Die Offiziere ritten stumm vor ihren Kompanien und Schwadronen, des vollen Zornes ihres vergötterten Führers gewärtig. Zwar war der Herzog von Bevern durch das Unglück seiner Gefangennahme ihm entgangen; dafür aber wußte man, daß die Generäle v. Lestwitz, v. Katte und v. Kyau bereits verhaftet waren und einem schlimmen Spruche entgegensahen. Was würde mit ihnen geschehen? Es kam wohl nicht darauf an, daß sie sich tapfer geschlagen hatten; eine Schlacht war verloren worden, die den König bis hart an den Abgrund geworfen hatte und ihm das schwer errungene schlesische Land kostete.

Schon näherte sich die Armee dem gefürchteten Ort, wo sie ihren großen König wußte, der von einem herrlichen Sieg herbeigeeilt war, während sie ihm eine schlimme Niederlage beschert hatte. Voller Furcht und ohne Hoffnung auf Gnade vor solchen Augen marschierten die Schwadronen und Kompanien auf und harrten des Strafgerichtes. In der Wintersonne funkelten die Bajonette und Säbel, stumm, starr standen die ehernen Reihen.

Staubwolken kündeten das Nahen des Königs und seiner Suite. Jetzt tauchte der Schimmel auf, den Friedrich heute ritt und den sie alle kannten; Condé war sein Name, und in mancher Schlacht hatte sein leuchtendes Weiß ihrem Siegesmarsch vorangeleuchtet. Nachlässig-vornehm bog sich der schlanke Hals des Pferdes; über seinen Kopf hinweg, den Truppen entgegen, die immer noch lautlos harrten, strahlten die großen, blauen Augen des Königs; und nichts von Zorn lasen die Erstaunten darinnen.

Sehr langsam ritt Friedrich die Front ab, wendete dann am linken Flügel und war, den Schimmel antreibend, mit ein paar Sätzen schon wieder vor ihrer Mitte. „Tag, Kinder", nickte der König, „habt schwere Zeiten hinter euch, ich weiß das alles gut. Soll aber nun wieder anders werden, und deshalb bin ich mit denen da", sein Kopf deutete leicht seitwärts, wo die Roßbacher Armee in Marschkolonne und in der frohen, selbstbewußten Haltung von Siegern dicht an den Bevernschen vorüberzog, „zu euch nach Schlesien gekommen. Werden jetzt den Österreichern bessere Saiten aufspielen — wollen wir das, Kinders?"

Ein brausendes „Zu Befehl, Ew. Majestät!" war die glückliche Antwort der Kompanien.

Der König schwenkte grüßend den Dreispitz. Die Macht seiner Persönlichkeit war in die Bevernschen wie ein Blitz geschlagen; ver-

gessen war das Unglück, das hinter ihnen lag. Der da auf dem Schimmel würde alles wieder gut machen.

Der König und seine Begleitung hatten sich unterdessen der Aufstellung der Kavallerie zugewandt. In rasender Jagd hielt ein Husarengeneral auf den König zu, parierte dicht vor ihm mit eiserner Hand sein Pferd und meldete.

Ohne weiteres streckte der König ihm freundlich seine Hand entgegen, die der General, sich tief darüber neigend, mit derbem Griff packte. „So sehen wir uns also wieder, Zieten", begann Friedrich und betrachtete nachdenklich den Getreuen. „Schlimme Zeiten . . ."

„Majestät . . ." stammelte Zieten, und es wetterleuchtete verdächtig um seine Augen.

„Ich weiß alles", sagte der König und schnitt so dem General jede weitere Rede ab. „Zum Kriegführen gehört auch Glück, und das hat der Bevern nicht gehabt. Der gute Herzog war zu zaghaft, und ich muß es nun büßen. Aber die Truppen haben sich wie immer geschlagen, vor allem Ihr, Zieten. Habt bei Gabitz den Nadasdy zurückgeworfen, daß es eine wahre Freude gewesen sein soll, und könnt nicht dafür, wenn des Herzogs Intentionen falsch gewesen sind. Auch Prinz Ferdinand von Preußen hat sich bravoureus geschlagen und soll dafür Generalleutnant werden."

Der König befreite sich aus der Faust des Husaren, dem das Glück solchen Wiedersehens die Stimme verschlug, und fragte dann kurz und unvermittelt: „Also dreißig Schwadronen hat Er mir zugebracht, Zieten? Sie sollen sehr schnell ganze Arbeit bekommen. Und Kanonen hat er auch herangeschleppt?"

„Zehn schwere Zwölfpfünder und sieben Mörser", meldete Zieten. „Ich nahm sie von den Glogauer Wällen, wo sie doch zu nichts jetzt nutze sind und höchstens den Österreichern in die Hände fallen können. Es war ein schwerer Weg durch den Schlamm und Dreck, aber meine Kerle haben's geschafft."

„Das soll Ihm unvergessen bleiben", dankte der König mit einem frohen Aufleuchten seiner blauen Augen. Seine Stirn krauste sich, er rechnete schnell: „Da habe ich also wieder gut dreißigtausend Mann zusammen. Zwar mögen die Österreicher mehr als das Doppelte zählen, aber das hilft nun nichts, Zieten, und wir müssen sie angreifen und schlagen, wo wir sie finden."

Klein und gedrungen, aber in steifer, soldatischer Haltung hielt Zieten auf seinem Pferd. „Das werden wir, Majestät", sagte der Husar schlicht, und der Glaube, der aus seinen Worten klang, war wie der Spruch eines Gesetzes. Es war des Königs Wille . . .

Als die Bevernschen wegtreten konnten und die ihnen zugeteilten Quartiere aufsuchten, waren sie erstaunt und beglückt, mit welcher Sorgfalt diese ausgesucht waren. Auch hatte der König Wein anfahren lassen, der unter Mann und Offizier verteilt wurde. Von der Roßbacher Armee fanden sich Bekannte und Freunde ein und berichteten stolz von dem Thüringer Feldzug. Das gab ein munteres Erzählen und nahm noch kein Ende, als schon die Wachtfeuer zum nächtlichen Himmel aufflammten. Niemand störte heute das soldatische Volk, und die bei Roßbach dabeigewesen waren, gaben den anderen so viel an Mut und Vertrauen zurück, als sie selbst davon übergenug besaßen.

Am 2. Dezember hatte sich die Armee des Königs mit der vor Breslau geschlagenen des Herzogs von Bevern vereinigt. Die kurzen Ruhetage waren den Truppen von höchstem Vorteil gewesen; wie in der Hut einer Mutter fühlten sich die Bevernschen jetzt, nachdem ihr König wieder das Kommando übernommen hatte.

Niemand sah in das Herz Friedrichs, kannte die schweren Sorgen, die es bedrängt hielten. Der König wußte sehr wohl, wie alles auf Messers Schneide stand und die kommende Schlacht, die er unter allen Umständen zu suchen gedachte, über Preußens Schicksal entscheiden würde. So sehr aber zeigte er nach außen ein unbesorgtes, gar lächelndes Gesicht, daß ein Engvertrauter wie der Kabinettsrat Eichel beglückt den Minister Grafen v. Finckenstein beruhigen konnte: „Gott sei gelobt! Er ist davon nicht niedergedrückt . . . sein Kopf bleibt frisch und gut; er denkt augenblicklich nur daran, das Glück zu korrigieren und die Fehler der anderen wieder gut zu machen. Er zeigt gewiß und wahrhaftig eine Festigkeit, die fast übernatürlich und, ohne Schmeichelei gesagt, eben nur ihm selbst ähnlich und eigen ist."

Noch immer standen die Österreicher unbeweglich bei Breslau. Und wenn der König zuletzt sich auch nicht scheute, sie in ihrem festen Lager anzugreifen, war es doch ratsam, den Versuch zu unternehmen, sie von dort fortlocken zu können. Am 4. Dezember brach der König persönlich mit einer Husarenvorhut gen Neumarkt auf, um den Verbleib des Feindes festzustellen.

Schon zwei Tage vorher hatte es im österreichischen Hauptquartier sehr erregte Meinungsverschiedenheiten über die weitere Fortführung der Operationen gegeben. Im Schlosse zu Lissa war ein Kriegsrat zusammengetreten, und der alte, vorsichtige Daun, den man den „Cunctator" dieses Krieges nannte, schlug dabei vor, unbedingt an der Stellung im Lager zu Breslau festzuhalten und dort abzuwarten, was die Majestät von Preußen zu unternehmen gedächte.

Solche Meinung war nun nicht nach dem Geschmack des Grafen von Lucchesi, und mit viel Stimmaufwand und südländischer Beredsamkeit fiel er dem Feldmarschall in die Parade. Ob man denn den neulichen Sieg für nichts achte und vor der — Wachtparade des Marquis de Brandenbourg Furcht hege?

Da war das Wort heraus und erfüllte alle Herren, den vorsichtigen Zauderer Daun ausgenommen, mit herzlicher Freude. Wachtparade, die Potsdamer Wachtparade, von der die Hälfte soeben erst ihre Schläge bezogen hatte, und demgegenüber das Heer der Kaiserin-Königin!

Aber wenigstens ein General fand sich, der dem Grafen Daun beipflichtete und voller Überzeugung darlegte, daß gerade in diesem Augenblick das „Cunktieren" von höchstem Werte sei. Der sichere Erfolg der Armee würde dadurch nur noch um so mehr befestigt, wenn man den Preußenkönig zwinge, gegen Bastionen anzulaufen, aus denen man ihn mit aller Gewißheit blutig heimschicken werde; danach bliebe noch immer Zeit zu einem heftigen und entscheidenden Nachdrängen.

Dieser kluge Ratschlag des alten Generals Serbelloni, dem man schließlich samt seinen Reitern bisher noch keine Feigheit nachsagen konnte, drang an taube Ohren. Auch wollte man sich dem Prinzen Karl von Lothringen gefällig zeigen, der nach neuem und größerem Ruhm begierig war, als ihn die jüngste Zeit beschert hatte. Daun besaß immerhin die Ehre von Kolin, jenem Tage, der zum ersten Male Friedrich von Preußen als Geschlagenen sah; nun wollte der Prinz es ihm gleich tun in einem Spiel, das günstig genug für ihn gemischt war. Wie hatte doch Lucchesi gesagt? Eine siegreiche Armee darf nicht stehenbleiben, zumal sie in ihrem Spiel die fünf Matadors und die Vole in Händen hält! Der Lothringer entschied drum: „Wir brechen auf und greifen an!"

Die Kunde von Neumarkt war bis zu diesem Augenblick noch nicht zu ihm gedrungen. Sie hätte ihm nur beweisen können, wie

recht Daun und Serbelloni mit ihren Überlegungen taten, weil der preußische König um diese Zeit schon unterwegs war, um den Löwen aufzusuchen.

Patrouillengänger hatten Friedrich gemeldet, Neumarkt sei von Panduren besetzt und der Feind im übrigen dort an der Arbeit, eine Feldbäckerei einzurichten. Das war nun ein sicheres Zeichen für den Abmarsch der Österreicher, wenn es immerhin auch seltsam blieb, wie der König selbst lächelnd seinen Adjutanten darauf aufmerksam machte, gerade eine Bäckerei an die Spitze des Aufmarsches zu setzen. Der Feind mußte sich also sehr sicher fühlen, und für die Preußen war's eine gute Gelegenheit.

Denn noch konnten sie die Besetzung der hinter der Stadt gelegenen Höhen durch die Österreicher durch einen kühnen Handstreich verhindern und ihnen damit Stellungen entreißen, welche von höchstem Vorteil waren. Der König fragte nicht nach der Schwäche der eigenen Truppe; hier galt es schnell zu handeln. Da Infanterie und Artillerie noch nicht heran waren, mußten seine Husaren die ganze Arbeit leisten. Friedrich selbst feuerte sie an. Ein Teil von ihnen saß ab und sprengte das Stadttor. Der Rest der Vorhut ritt in Karracho in Neumarkt ein, kaum daß die schweren Bohlen zusammenkrachten und den Weg frei gaben. Das kam wie ein Wetter über Panduren und Husaren, die nichts anderes tun konnten, als vor diesem Anritt schleunigst auszureißen, um sich hinter der Stadt neu zu sammeln. Aber da war schon ein anderes preußisches Reiterregiment und fiel den Österreichern in die Flanke. Bis zum Dorfe Kammendorf wurden sie zurückgeworfen und ließen hundert Tote und sechshundert Gefangene zurück.

In Neumarkt aber sammelten sich die Sieger lachend um die noch immer frisch-fröhlich brutzelnden Backofen. Der Chronist hat es überliefert; ganze achtzigtausend frische Brotportionen fielen in preußische Hände und von da in preußische Mägen hinab. Wäre die Stimmung im königlichen Heere nicht schon ohnedies voll froher Gewißheit gewesen, die knusprige Beute von Neumarkt machte sie schwerlich schlechter.

Auch der König zeigte unverhohlen eine strahlende Laune, und so kam es, daß ein Deserteur, der nach der Breslauer Affäre entlaufen und jetzt wieder eingebracht war, den achtzigtausend Broten sein Leben verdankte. Vor Friedrich gebracht, der den armen Teufel lange und eindringlich musterte, glaubte dieser Bevernsche Soldat schon

sein letztes Stündlein gekommen. Man fackelte damals nicht lange mit Deserteuren, und das Spießrutenlaufen, von dem der Delinquent selten heil zurückkam, war noch die geringste aller Strafen für solches Vergehen. Gerade aber nach der Schlacht bei Breslau hatte die schlesische Armee genug an Leuten durch Desertion verloren, und es bedurfte vielleicht exemplarischer Mittel, um für die Zukunft diesem schlimmen Übel zu steuern.

Der Krückstock des Königs stach auf den von Husaren eingebrachten Deserteur herab. Unheimlich ruhig fragte der König und sah verächtlich, wie ein Zittern durch die Glieder des Soldaten fuhr: „Warum hast du mich verlassen, du Hundsfott?"

Der Deserteur hob jetzt den Kopf, und die völlige Hoffnungslosigkeit seiner Lage, von der er überzeugt war, mochte es ihm eingeben, den strengen Blick der blauen Königsaugen ergeben auszuhalten. „Mit Verlaub, Ew. Majestät", die Knie des Deserteurs zitterten nicht mehr, als er unumwunden seine Antwort erteilte, „wahrhaftig, es stand gar zu schlimm mit uns."

Die Schultern des Königs zuckten wie von verhaltenem Lachen. „Du bist mir ein Schlaukopf", sagte Friedrich dann gnädig und überlegte. „Je nun", fuhr er fort, „wir wollen es morgen noch einmal versuchen, und wenn wir dann geschlagen werden, gehen wir alle beide davon!"

Er winkte dem Soldaten Entlassung, der mit großen Augen und noch ungläubig auf seinem Platz verharrte. Aber dann brauchte er nicht mehr zu zweifeln: er war frei ausgegangen und durfte sich wieder seinem Regiment zugesellen. Da kam es wie Scham und Glück über diesen unbekannten Soldaten, dessen Namen uns nicht überliefert worden ist, und aus übervollem Herzen drang ihm der Ruf und wurde zum jubelnden Schwur: „Vivat Fridericus!"

Durch das ganze Lager pflanzte er sich fort, wohin überall die Kunde von dem Begebnis drang, und nicht nur der Deserteur allein brannte darauf, für solchen König sich in die neue Schlacht zu stürzen.

Auf den Kammendorfer Höhen waren die österreichischen Ingenieuroffiziere schon dabeigewesen, die neue Stellung für das Heer des Prinzen Karl von Lothringen abzustecken. Die Affäre von Neumarkt hatte sie zu schleunigem Rückzug gezwungen; nur noch die Meßstäbe, die in die Hände der preußischen Husaren fielen, gaben Zeugnis von ihrer kurzen Anwesenheit.



Am Abend dieses Siegestages traf nun auch die sichere Nachricht ein, daß die Österreicher bereits über die Lohe vorgerückt seien. Auf dem Markte zu Neumarkt im Hause dort Numero sechs harrten die preußischen Generäle ihres Königs und standen noch im verhaltenen Gespräch, das sich ernst mit den kommenden Ereignissen befaßte, als des Moritz von Anhalt hallende Stimme sie aufrief: „Seine Majestät der König."

Mit kurzen, schnellen Schritten trat Friedrich ein; sein ganzes Wesen atmete Frohsinn und Festigkeit. Die Meldung vom Nahen des Feindes hatte ihm die letzten Zweifel beseitigt: die Entscheidung stand vor der Tür. Zum Prinzen Franz von Braunschweig sich wendend, der ihm zunächst an der Tür stand, sprach Friedrich lächelnd: „Der Fuchs ist aus seinem Loch gekrochen; nun will ich seinen Übermut bestrafen."

Die Generäle scharten sich um den König, der, leicht auf seinen Krückstock gestützt, sie reihum musterte, und jeder von ihnen meinte, nur ihm gelte der durchdringende Blick.

Die Fröhlichkeit, die noch eben des Königs Stirn überglänzt hatte, war wie fortgewischt, ein seltsamer Ernst schwang in dem

weichen, eindringlichen Klang seiner Stimme, als er jetzt begann[1]):

„Meine Herren! Ich habe Sie hierherkommen lassen, um Ihnen ernstlich für die treuen Dienste, die Sie zeither dem Vaterlande und mir geleistet haben, zu danken."

So etwas wie eine Träne schimmerte in den großen Augen des Königs, als er fortfuhr:

„Ich erkenne Sie mit dem gerührtesten Gefühl an; es ist beinahe keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große und ehrebringende Handlung ausgezeichnet hätte. Mich auf Ihren Mut und Ihre Erfahrung verlassend, habe ich den Plan zur Bataille gemacht, die ich morgen liefern werde und liefern muß."

Eine Bewegung ging durch die Reihe der Versammelten; gefesselt, gebannt hingen sie an den Augen ihres Königs.

„Ich werde gegen alle Regeln der Kunst einen beinahe zweimal stärkeren, auf Anhöhen verschanzt stehenden Feind angreifen", sagte Friedrich jetzt mit erhobener Stimme, die ihnen allen wie glühendes Metall in die Seelen fuhr. „Ich muß es tun, oder alles ist verloren. Wir müssen den Feind schlagen oder uns vor seinen Batterien alle begraben lassen. So denk ich, so werde ich auch handeln."

Streng, unerbittlich hatte des Königs Wort geklungen, aber dann plötzlich fuhr er fast einschmeichelnd fort: „Ist etwa der eine oder andere unter Ihnen, der nicht so denkt, der fordere hier auf der Stelle seinen Abschied. Ich werde ihm selbigen ohne den geringsten Vorwurf geben."

Da flutete es wie Empörung rings auf, der riesige Moritz von Anhalt-Dessau wollte schon losbrechen, als ein Major v. Billerbeck ihnen allen die Antwort vorwegnahm. „Majestät", rief der Offizier in zitternder Erregung, „ja, das müßte ein infamer Hundsfott sein; nun wäre es Zeit."

Das Antlitz des Königs blieb unbeweglich, und niemand erriet, ob ihm die Rede des bewährten Offiziers gefallen hatte. Vielleicht sah Friedrich auch die Tränen, die in manchem harten Männergesicht glänzten und ihm mehr anzeigten als jedes Wort. „Ich habe vermutet", sagte der König endlich, „daß mich keiner von Ihnen verlassen würde; ich rechne nun also ganz auf Ihre treue Hilfe und

1) Die berühmte Rede des Königs wurde schon am 3. Dezember in Parchwitz gehalten, jedoch für den Verlauf unserer Darstellung nach Neumarkt verlegt.

auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie nicht für das, was Sie morgen tun werden, belohnen können, so wird es unser Vaterland tun. Gehen Sie nun ins Lager und sagen Sie das, was ich Ihnen hier gesagt habe, Ihren Regimentern und versichern Sie ihnen dabei, ich würde ein jedes genau bemerken."

Alle Weichheit, die vorher manches seiner Worte inniger in die Seele der Lauschenden gepflanzt hatte, war wie versunken. Scharf, unerbittlich hetzte der König:

„Das Kavallerieregiment, was nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich à corps perdu in den Feind hineinstürzt, lasse ich gleich nach der Bataille absitzen und mach' es zu einem Garnisonregiment. Das Bataillon Infanterie aber, was, es treffe auch, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihnen die Borten von der Montierung schneiden." Friedrich lüftete den Hut: „Nun leben Sie wohl, meine Herren. Morgen um diese Zeit haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder."

Der Fall von Neumarkt hatte im österreichischen Hauptquartier einige Bestürzung ausgelöst. Die beabsichtigte Stellung bei Kammendorf und Bischdorf war nun von den bösen Preußen in Beschlag genommen worden. Einige Generäle erinnerten sich des Kriegsrates in Lissa und der wohlbedachten Ratschläge Dauns und Serbellonis. War es nicht vielleicht doch besser, wieder nach Breslau zurückzugehen, wie Daun es anempfohlen hatte? Niemand wagte, solchen Rat offen zu erteilen; auch würde es der Prinz von Lothringen sehr übel vermerkt haben, wenn man jetzt wieder über die Lohe und Weistritz, die man nicht ohne Reibungen überschritten hatte, kehrtmachte. Also galt es, eine neue Schlachtstellung zu finden.

Der Feldmarschall Graf Nostitz erhielt die Vorhut, die zwei Husarenregimenter und drei sächsische Chevaurlegersregimenter umfaßte, denen auch einige hundert Kroaten beigegeben waren. Am Kuppelberg an der Straße von Borne nach Neumarkt nahm dieses Detachement Stellung. Kaum eine halbe Meile davon entfernt befanden sich schon die preußischen Vorposten.

Die Hauptarmee der Österreicher war dahinter in drei Treffen aufgestellt. Der rechte Flügel hielt bei Guckerwitz und über das

Dorf hinaus bis an die Waldungen östlich Nippern sich hinziehend, das Zentrum erstreckte sich in einer Linie über Frobelwitz bis zum Dorfe Leuthen, und der linke Flügel stand zwischen diesem und dem Leuthener Busch. Das dritte Treffen, das als Reserve zur Verfügung stand, kommandierte der Graf Nadasdy.

Am 5. Dezember morgens trat die gesamte Armee Dauns und des Prinzen von Lothringen unter die Waffen. Der Feldmarschall Daun ritt höchstpersönlich die Aufstellungen ab, um sich von ihrem Zustand zu überzeugen. Die Truppen hatten die Nacht nicht gut verbracht und zum Teil in der Dezemberkälte auf bloßer Erde biwakieren müssen; ihre Stimmung war verständlicherweise nicht gerade die beste.

Südöstlich Frobelwitz erhebt sich eine Anhöhe, der Breslauer Berg genannt; sie hatte Daun gerade erreicht, als er einen Bauern bemerkte, der müßig durch das Gelände ging; er befahl ihn zu sich. Der Mann, der in den mittleren Jahren stand, folgte auch willig dem Geheiß und hielt mit abgezogener Mütze neben dem großmächtigen General.

Daun fragte nach diesem und jenem, und schnell und gewandt gab der Ortskundige ihm Auskunft. Zuletzt wünschte der Feldmarschall auch den Namen der Anhöhe zu wissen, auf der sie sich gerade befanden.

Der Bauer zögerte einen Augenblick lang, dann sprach er unbeweglichen Gesichts: „Das ist der Berg, Ew. Exzellenz, von welchem unser König alljährlich, wenn er hier Manöver hält, die Österreicher herunterjagt."

Da fuhr dem Grafen von Daun von ungefähr ein eisiger Schrecken in die Glieder, und während der Bauer sich ungestört davonmachte, wurde ihm der Sinn dieser Antwort erst völlig klar und fiel schwer auf sein Selbstbewußtsein, das nie sehr groß gewesen war; denn von allen österreichischen Generälen kannte keiner besser den König von von Preußen als Herr v. Daun. Man befand sich also hier mitten in seinem Manövergelände, in dem Friedrich Weg und Steg kannte, das war schlimm. Daun beeilte sich auch, hernach im Hauptquartier sein Erlebnis mit dem Bauern zu erzählen, und setzte hinzu: „Ein böses Omen, messieurs!"

Die anderen schüttelten den Kopf über den stets Bedenklichen und gedachten ihrer Übermacht. Sie würde der „Potsdamer Wachtparade" samt ihrem König schon Herr werden.

Daun hatte nicht umsonst erkundet und ordnete Verbesserungen

in der Aufstellung an, wie sie ihm das Gelände angeraten hatte. Das Korps Nadasdy wurde aus der Reserve des dritten Treffens herausgezogen und auf dem linken Flügel um Sagschütz bei dem Kiefernberg eingesetzt. In seinem dichten Waldbestand und in dem nahegelegenen Kaulbusch fand Nadasdy natürliche Befestigungen vor, die seine Kriegskunst noch verbesserte. In Frobelwitz und Leuthen standen beste Truppen der Kaiserin-Königin, Grenadierkompanien, die von Batterien am westlichen Eingang der Dörfer geschützt waren. Am besten gesichert war der österreichische rechte Flügel. Vor ihm lag der sogenannte Zettelbusch, der stark besetzt wurde und seinerseits wieder durch die Sumpfflächen der Brieg geschützt war, die kaum passierbar schienen. Hier kommandierte jener Graf Lucchesi, der das Spottwort von der Potsdamer Wachtparade ersonnen hatte.

Also vortrefflich gerüstet, mit siebzigtausend Mann gegen höchstens fünfunddreißigtausend, die der König von Preußen heranführte, erwartete das Heer des Prinzen Karl von Lothringen den Feind. Es war ein lebendiger, eisenstarrender Wall, der diesem entgegenstand, von der Gunst des Terrains noch dazu beschirmt; er verlegte, wie es schien, unwiderruflich den Weg nach Breslau, oder man hätte ihn gewaltsam aufbrechen müssen.

Solches aber gerade hatte Friedrich von Preußen im Sinn. Seine eigene Entschlossenheit hatte sich längst auf sein kleines Heer übertragen. In diesem lebte nicht nur eine Hoffnung, sondern der feste Glaube an den Sieg.

Durch stiebende Flocken marschierte Friedrichs Armee. In aller Frühe dieses 5. Dezember, als noch Dunkelheit die Landschaft umfing, war sie auf das Signal „Locken" unter das Gewehr getreten. Kein Generalmarsch, wie sonst, rief die Männer von Prag und Roßbach heute zur Schlacht, denn jeder größere Lärm sollte vermieden werden. Vielleicht war man so in die Lage versetzt, die Österreicher zu überraschen, noch ehe sie den ersten Schlaf aus den müden Augen gewischt hatten.

Der König ritt an der Spitze der Vorhut wie immer. Seine großen blauen Augen blickten nachdenklich und im tiefen Ernst vor sich in das lichte Schneetreiben. Sein Haus war bestellt, was da auch kommen mochte. „Dispositionen über das, was geschehen soll

für den Fall, daß ich getötet werde", hatte er ein Dokument überschrieben, das der Kabinettsrat Eichel mit Tränen in den Augen in Empfang nahm. „Ich habe meinen Generalen alles befohlen, was für den Fall eines glücklichen oder unglücklichen Ausganges nach der Schlacht zu geschehen hat. Was schließlich mich selbst angeht, so will ich in Sanssouci begraben sein, ohne Gepränge und Pomp und bei Nacht."

In die schweren Gedanken des Königs fällt plötzlich Gesang; er kommt aus den marschierenden Reihen seiner Soldaten, und Friedrich versteht nun auch die Worte des frommen Liedes:

„Gib, daß ich tu' mit Fleiß,
was mir zu tun gebühret,
wozu mich dein Befehl
in meinem Stande führet;
gib, daß ich's tue bald
zu der Zeit, da ich soll,
und wenn ich's tu', so gib,
daß es gerate wohl."

Ein Adjutant sprengt hastig herbei und zügelt fragend sein Pferd. „Was ist?" fragt Friedrich verwundert, und die Worte des Liedes schwingen noch in seinem Herzen. „Majestät haben doch befohlen, daß kein Lärm . . .?"

Der König schüttelt den Kopf. „Ich soll das Singen verbieten? Da kennt Er mich schlecht!" Und dann wendet er sich zu Zieten, dem frömmsten seiner Generale, und der König, dem sie nachsagten, daß er ein Gottesleugner ist, hat ein stilles Leuchten im Blick und fragt seinen Getreuen: „Meint Er nicht, Zieten, daß ich mit solchen Leuten siegen werde?"

Das Schneegestöber versiegt langsam, nur der Nebel des Morgens wogt noch immer vor ihrer Marschstraße, bis auch er sich endlich herniederneigt und die Sicht freigibt.

Sie stehen vor den Höhen von Borne, dort, wo der sächsische Generalleutnant v. Nostitz mit seinen Leuten und Österreichern hält. Der tapfere Mann wird als erster das Verhängnis über sich hereinbrechen lassen müssen.

Friedrich erkennt sehr bald, daß es sich hier nur um Vortruppen des Feindes handelt, und befiehlt Kavallerie und Infanterie, sie hinwegzufegen. In Front und Flanke sieht sich der Feind jählings

gepackt und hat nur noch die Wahl, sich um sein nacktes Leben zu wehren.

Das wird ein wackeres Vorspiel für die Preußen. So tapfer die Sachsen und Österreicher auch fechten, erkennen sie doch bald die Aussichtslosigkeit ihrer Lage, und Verwirrung reißt in ihre Reihen. Die ersten Reiter lösen sich daraus, jagen in sinnloser Flucht auf Borne zurück, werden unterwegs durch Gräben und Hecken gehemmt, und immer noch sitzt ihnen der Säbel der preußischen Husaren im Nacken.

Eine wilde Siegesstimmung beseelt die Angreifer. Sie machen auch nicht in Borne Halt, jagen noch weit darüber hinaus; einige gar nähern sich bei Frobelwitz der österreichischen Hauptstellung und sind drauf und dran, sich auch hier auf den Feind zu werfen. Das hätte nun schlimm ausgehen können, aber die Führer wachen und halten die Begeisterten streng zurück. Elf Offiziere und sechshundert Mann sind die Gefangenenbeute des Scharmützels, und mit Bedacht läßt Friedrich sie an den Reihen seiner Marschkolonnen vorüberführen, damit sie daraus Zuversicht schöpfen. So brennt denn auch im ganzen Heere immer unwiderstehlicher die Lust, bald an den Österreicher heranzukommen und ihm die Rechnung für Breslau vorzulegen.

Weiter marschiert Friedrich auf Borne zu; er sichert das Dorf durch Jäger und Freibataillone, läßt das übrige Heer halten und begibt sich mit einem Kavalleriedetachement weiter vor bis auf den Schönberg südlich Groß-Heidau; in seiner Begleitung befindet sich Fürst Moritz von Anhalt-Dessau.

Von der kleinen Anhöhe aus vermag der König bis ins kleinste genau die feindliche Aufstellung zu überblicken. Nur die Position Lucchesis blieb ihm durch den vorgelagerten Zettelbusch verborgen; sonst war der Österreicher fast Mann für Mann zu zählen. Auf diesem Schönberg nun entstand der Schlachtplan des großen Königs.

„Was meint Er, Dessau", wandte sich Friedrich, nachdem er lange und sorgsam Umschau gehalten hatte, von niemandem gestört, an den Fürsten von Anhalt, „sollen wir das Glück von Kolin nicht noch einmal versuchen?"

Der Angeredete zuckte zusammen; die Erinnerung an den bösen Tag, an dem sein Ungestüm viel verschuldet hatte, ließ bange Zweifel in ihm aufsteigen. Aber dann sah der Dessauer das lächelnde Antlitz seines Königs, und alle Sorge wandelte sich wieder in feste Zu-

versicht. Erwartungsvoll, ohne eine Antwort zu geben, die der aufs neue beobachtende König auch nicht mehr verlangte, harrte er des Kommenden. In seiner Brust lebte die Kampfbegier.

„Der gute Daun hat sich recht stark verbarrikadiert", bemerkte Friedrich wie beiläufig. Hinter der hohen Stirn jagten die Gedanken. Dort drüben bei Sagschütz, wo Nadasdy mit dem wohlbefestigten Kiefernberg den linken Flügel der Österreicher hielt, lag ohne Zweifel der Schlüssel der ganzen Feindstellung. Mit seiner an Zahl um die Hälfte schwächeren Streitmacht war jeder frontale Sturm, der etwa das Zentrum des Gegners zum Ziel nahm, ein Selbstmord. Aber auch des Nadasdy Stellung würde eine harte Nuß zu knacken geben, sofern der Gegner sofort erkannte, daß die Preußen hier ihren Hauptstoß führten. Es blieb eben nur das Rezept von Kolin, aber man würde dieses Mal die Details persönlich besser überwachen.

Denn dort, wo Nadasdy lag, wenn man vom Süden her angriff, winkte der Erfolg; von dort her, war die feste Stellung erst einmal gefallen, konnte man die gesamte österreichische Front aufrollen und zur Vernichtung drängen. Gewiß war dann der erste Teil der Schlacht der schwerste, aber war es nicht gut, ihn zu wagen, solange die Truppen noch frisch waren!

„Dessau!" Erwartungsvoll fiebernd hängen die Augen des Generals an dem König. „Wir treten an!"

Während der Fürst zurückjagt und weit hinter dem König die ersten Kommandos die Winterluft erschüttern, die klar und streng die heißen Stirnen der Männer fühlt, hat der König schon Zug um Zug seine Operationen entworfen. Wie bei Kolin, wird er auch dieses Mal mit seinem ganzen Heere an der feindlichen Schlachtordnung entlangziehen, nach dem — rechten Flügel der Österreicher, damit sie irre werden. In jener berühmten Schlachtordnung, in der schon Epaminondas bei Leuktra und Mantineia gesiegt hat und die ihm bei Kolin zum Verhängnis geworden ist, weil seine Unterführer ihn nicht begriffen, wird er zum Staffelangriff ansetzen und den linken Flügel des Feindes zerbrechen. Es kann, so denkt der König, eine geringe Anzahl Truppen sich sehr wohl mit einer Überlegenheit messen. Es attackiert ein Teil der Armee den Feind von einer entscheidenden Seite. Wird der Angriff abgeschlagen, so ist nur ein Teil der Armee geschlagen worden; die übrigen drei Viertel, die noch frisch sind, dienen dazu, den Rückzug zu sichern. Denn auch

dieser muß bedacht werden; kann sein, daß der Nadasdy, der kein zu verachtender Gegner ist, allzu grimmig an seinen Verhauen festhält.

Das nun ist die berühmte schiefe Schlachtordnung, mit der Friedrich von Preußen die größte Schlacht seines Jahrhunderts gewann: Staffelförmig schräg hintereinander marschieren die Bataillone auf und halten unter sich einen gewissen Abstand. So stehen sie hintereinander, während stets ein Flügel nach einer Seite überragt. Mag dieser nun auch angreifen, so bleibt ihm jederzeit der andere, der sich versagen muß, als eine Reserve, und die zurückstehenden Staffeln vermögen sofort zur Linie einzuschwenken, wenn die Stunde es verlangt. Sie ganz allein heraufzubeschwören, ist des großen Königs Wille heute.

Auf dem Windmühlenhügel des Breslauer Berges betrachteten die beiden österreichischen Feldherren, der Prinz von Lothringen und der Feldmarschall Daun mit ihren Adjutanten das sich entfaltende Schauspiel. Wo wird der König von Preußen angreifen? Das ist die Frage, die zwischen ihnen umhergeht und über die jeder seine Vermutungen vorbringt.

Soeben sind die ersten blauen Marschkolonnen des Feindes aus Borne herausgetreten, des Königs Avantgarde, der er befohlen hat, sich gegen den rechten österreichischen Flügel zu wenden; ein Teil der preußischen Bataillone entfaltet sich gar gegen Frobelwitz.

„Kein Zweifel, sie greifen unseren rechten Flügel an", ruft aufgeregt der Prinz auf seinem Feldherrnhügel und blickt fragend auf Daun. Aber der Sieger von Kolin zuckt die Achseln und schweigt. Man kann bei diesem Preußenkönig niemals wissen, wie es eigentlich kommt.

Ein Bote des Grafen Lucchesi trifft jetzt auf abgehetztem Pferde ein, er bestätigt die Ansicht des Lothringers; denn es ist eine dringende Bitte um Verstärkung, die er mit jagendem Atem vorbringt.

Noch bleibt der österreichische Generalissimus fest, zumal Daun, der seine Schweigsamkeit aufgibt, dringend rät, nichts an der Aufstellung zu verändern. Ein Franzose, der im Stabe der Österreicher die Schlacht miterlebt, der General Graf Montazet, spricht die Wahrheit aus, als er bemerkt: „Die Preußen müßten ja Schnepfen sein, wenn sie über die Sümpfe hinweg gegen den rechten Flügel der Österreicher tournieren wollten."

Aber da bleibt nun dieser aufgeregte Graf Lucchesi, der nicht abläßt mit seinen Hilferufen und schon von der schweren Bedrängnis meldet, in die er geraten sein will. Bote nach Bote trifft auf dem Feldherrnhügel ein: „Der rechte Flügel ist in Gefahr."

Ratlos ist der Lothringer, und auch Daun wiegt den Kopf. Wenn man nur den Nadasdy fragen könnte, der ein guter General ist! Aber das ist so eine Sache. Der Nadasdy ist Ungar und ein Querkopf dazu. Befolgt man seine Ratschläge nicht, dann wird er wild wie ein Teufel, und gibt man ihnen Raum, dann weiß er sich hernach, falls sie sich als gut erwiesen haben, vor Dünkel nicht zu lassen; und überhaupt: der Prinz und Daun, so sehr sie sich untereinander auch mißtrauen, darin sind sie einig, sich unnütz keinen Rivalen heranzuziehen.

Noch einmal wird der Graf Lucchesi abschlägig beschieden: noch sei nichts zu erkennen und daher kein Grund, schon eine Verschiebung der Reserven vorzunehmen. Bei Groß-Heidau sind unterdessen schon preußische Bataillone aufgetaucht.

Sie verschlagen dem Italiener völlig den Atem. Wieder trifft ein reitender Bote auf dem Windmühlenhügel ein und bringt eine bedrohliche Sprache mit. „Ich muß die Verantwortung für den Ausgang der Schlacht nunmehr ablehnen, sofern mir nicht umgehend Reserven zugeführt werden", läßt der Graf Lucchesi bestellen.

Verantwortung? Verantwortung! Das ist ein böses Wort, und man hört es nicht gern im österreichischen Hauptquartier. Wie, wenn der Lucchesi nun wirklich recht hätte . . . Nachher im Hofkriegsrat, wenn die Untersuchungskommission erst das Wort besitzt, kann es eine schlimme Sache werden und Ehre und Reputation kosten. Die Kaiserin-Königin ist eine Frau voll Leidenschaft und weiß nicht nur zu belohnen, sondern auch hart zu strafen. Das hat schon gar mancher erfahren müssen, der einst turmhoch über die anderen gesetzt war. Ja, was soll man tun?

Diese letzte Stafette des Grafen von Lucchesi gibt den Ausschlag. Der Prinz von Lothringen befiehlt, die Reserven des Herzogs von Arenberg in die Verteidigungslinie einrücken zu lassen, und nicht genug damit: ein Teil der Kavallerie Serbellonis, die die Lücke zwischen dem Korps Nadasdy und dem linken österreichischen Kavallerieflügel südlich von Leuthen deckt, erhält ebenfalls Marschbefehl nach Norden zum Soutien Lucchesis. Es ist 11 Uhr vormittags.

Diese Truppenverschiebungen bei den Österreichern konnten dem preußischen König auf dem Schönberge keineswegs verborgen bleiben, denn deutlich sah man Staubwolken sich von Süden nach Norden bewegen. Teil eins gelang, denkt Friedrich, sie gingen auf den Leim und werden sehr bald erstaunt sein. Er gibt seine neuen Befehle: der Scheinangriff auf dem rechten Feindflügel wird abgebrochen, der Anmarsch auf Sagschütz beginnt, und von der Hügelkette gedeckt, die zwischen den Stellungen hinläuft, vermag er sich fast unsichtbar zu vollziehen. Unter dem Kommando des Fürsten von Dessau und des Generals v. Zieten vollenden die Preußen ihre Manöver in bewundernswerter Ordnung und Genauigkeit. Der Zobtenberg, der südlich von Borne in der Ferne in deutlichen Umrissen gen Himmel ragt, ergibt den allgemeinen Marschrichtungspunkt für das Heer.

Als die Preußen so plötzlich, wie sie gekommen waren, bei Groß-Heidau wieder verschwanden, blickten sich die Österreicher auf dem Windmühlenhügel verwundert an. Soviel war allerdings jetzt klar: der Graf Lucchesi hatte zu schwarz gesehen, und von einem Angriff auf ihn oder das Zentrum konnte keine Rede mehr sein. Und der linke Flügel? Auch Nadasdy war stark genug, um es mit den Preußen aufzunehmen. Graf Daun gab einer allgemeinen Meinung Ausdruck, als er sagte: „Die guten Leute paschen ab, lassen wir sie doch in Frieden ziehen." Um diese Zeit näherten sich die preußischen Kolonnen Schriegwitz und formierten sich zum Angriff gegen den Kiefernberg.

Nadasdy hatte die Gefahr wohl bemerkt. Seine Kuriere ritten zum Prinzen von Lothringen; es war das gleiche Bild, wie ein paar Stunden vorher, nur daß es jetzt hieß: „Der linke Flügel wird angegriffen!"

Der österreichische Oberbefehlshaber wird ärgerlich. „Nun fängt der auch an", sagt er mißbilligend zu seiner Umgebung. „Ich kann doch die Reserven nicht fortwährend hin und her schicken."

So bleiben also die Hilferufe des tapferen Ungarn unbeantwortet, und er muß allein den schweren Schlag tragen.

Teil zwei beginnt, weiß Friedrich, der sich vom Schönberg auf den Wachberg südlich von Lobetinz begeben hat, um von hier aus die Schlacht zu leiten. Übersichtlich baut sich das von ihm zum Angriff gewählte Gelände vor seinen Augen auf; nichts wird ihnen entgehen, was auch Nadasdy für Anstrengungen machen wird, um

dem Unheil, das über ihn hereinbricht, zu steuern. Nichts auch darf der Dessauer heute unternehmen, was der König nicht vorher schon angeordnet hätte. Der Generalmajor v. Wedel hat die Spitze und nimmt noch vor dem rechten Angriffsflügel bei Schriegwitz Aufstellung; mit drei Bataillonen der Regimenter Itzenplitz und Meyerinck soll er den blutigen Tanz eröffnen. Der linke Angriffsflügel verläuft bis an den Heidenberg südwestlich von Lobetinz. Ein anderer Hügel, der Sophienberg, verdeckt die Aufstellung von fünfzig Kavallerieschwadronen unter dem Generalmajor v. Driesen. Weitere dreiundfünfzig Schwadronen unter dem General v. Zieten in einer Aufstellung von Schriegwitz bis Klein-Gohlau unterstützen den rechten Flügel und werden zur Rechten in ihrer Flanke von sechs Infanteriebataillonen wiederum gedeckt. Da ist nichts an dieser Aufstellung, was nicht bis ins kleinste vorausbedacht und für alle Möglichkeiten des kommenden Kampfes gerüstet wäre. Bei Kolin hatte es sich ereignet, daß der Mangel an Infanteriedeckung für die Kavallerie die Katastrophe heraufbeschwor; das darf nicht wieder geschehen. Auch war in jener Unglücksschlacht der plötzlich eintretende Mangel an Infanteriemunition verhängnisvoll geworden; heute folgen daher Munitionswagen den Regimentern dicht auf.

Um 1 Uhr mittags meldet Fürst Moritz von Anhalt-Dessau die vollzogene Aufstellung und setzt bedeutungsvoll hinzu: „Es sind nur noch vier Stunden bis zum Einbruch der Dunkelheit, Sire!"

„Wedel soll antreten", ist die ruhige Antwort des Königs, „und die schweren Glogauer Zwölfpfünder mögen ihn unterstützen."

Wie ein Wetter brechen die Regimenter Itzenplitz und Meyerinck vor, von den zwanzig Bataillonen des ersten Treffens gefolgt, die jedes unter sich mit fünfzig Schritten Zwischenraum halbrechts und schräg gegen Sagschütz vorstoßen.

Wedel ist jetzt dicht vor dem Kiefernberg. Die Glogauer Zwölfpfünder, die bereits im Avancieren die ersten Schüsse gegen den Feind abgegeben haben, fahren auf dem Glanzberg auf und werfen ihre Eisen donnernd in Nadasdys starke Befestigungen.

Wedel hat seinen Sturmbataillonen befohlen, nur eine einzige Salve abzugeben. Kaum ist sie verhallt, als schon die ersten Grenadiere mit funkelndem Bajonett über die Verhaue brechen und sich auf den entsetzten Feind werfen; es sind Württemberger, die ihnen hier gegenübergestellt sind, vom falschen Ehrgeiz ihres Herzogs Karl Eugen in österreichischen Dienst befohlen.

Die glückliche Vereinigung des verheerenden Artilleriefeuers vom Glanzberge mit dem flink einsetzenden Infanteriesturm beschert den Tapferen des Generals v. Wedel einen vollständigen Sieg. So wacker die Württemberger sich auch verteidigen, ist ihre Stellung doch schon erschüttert, als die Wedelschen über sie hereinbrechen. Schon räumen sie den Waldrand des Kaulbusches, als Nadasdy, der vergeblich den Prinzen von Lothringen um Reserven gebeten hat, die gefährliche Lage erkennt.

Ein Kavallerieangriff soll sie wenden. Vom Kaulbusch gedeckt, sammelt er einige Reiterregimenter und läßt sie mit ungeheurer Wucht auf die rechte preußische Flanke einhauen. Wohl erkennt Zieten das schlimme Zwischenspiel und bemüht sich, durch eine Gegenattacke dem Feind Widerpart zu bieten; das sumpfige Gelände verhindert jedoch die dringend gebotene schnelle Entwicklung.

Da bewährt sich des Königs geniale Schlachtaufstellung. Nein, heute geht es nicht zu wie bei Kolin, denn die Infanterie ist da, die Zietens Flanke schützt, und sie wirft ein rasendes Schnellfeuer auf die österreichische Kavallerie, das der Nadasdyschen stürmischen Anritt, der ein Siegesritt werden sollte, völlig zum Stehen bringt und ihn zuletzt in eine wilde Flucht ausarten läßt. Bis zum Gohlauer Berg jagen die zerschossenen Reitergeschwader zurück, und es kostet dem österreichischen Heerführer Mühe, sie überhaupt wieder zum Stehen zu bringen.

Die Württemberger und mit ihnen zwei bayerische Regimenter, die ebenfalls durch den Wedelschen Durchbruch zum Wanken gebracht worden sind, versuchen auf dem Kirchberg nördlich von Sagschütz Stellung zu nehmen. Nadasdy schickt ihnen einige österreichische Regimenter entgegen; aber was gut gemeint ist, schafft nur neue Verwirrung. Die Verbände mischen sich untereinander, und um ein Haar ereignet es sich, daß die herbeieilenden Österreicher auf die Württemberger schießen, weil sie sie für den Feind ansehen.

In diese Unordnung trifft der neue preußische Ansturm. Wedel hat in seinem Siegeslauf nicht halt gemacht, und nun ist auch die Hauptarmee heran, ihr voraus der Fürst von Anhalt-Dessau mit den Kremzow-Grenadieren. In gestaffelter Linie und einer Ordnung, wie sie auf dem Exerzierplatz nicht anders sein kann, rücken diese ersten preußischen Staffeln der schrägen Schlachtordnung vor, halten wieder an, feuern geschlossen, marschieren von neuem; und ihnen gegenüber steht ein Feind, der sich erst zu entwickeln versucht.

Die österreichischen Geschütze auf dem Kirchberg versuchen vergebens in die Schlacht wirksam einzugreifen. Während das geschlossene Infanteriefeuer der anrückenden preußischen Bataillone mit unheimlicher Präzision in die Reihen der Württemberger, Bayern und Österreicher fährt, sie gegen den Kirchberg zurückwirft, bleibt den österreichischen Kanonieren das Schußfeld versperrt, und sie sehen sich zur Ohnmacht gezwungen. Dafür ist eine preußische Batterie auf dem Judenberg aufgefahren und vermehrt den Wirrwarr beim Feinde.

Da ist nun vorläufig kein Halten mehr. „Folgt mir Bursche", brüllt Moritz von Dessau und hält die Fahne hoch in der Linken, während die starke Rechte den Degen schwingt. So bricht es den Kirchberg hinauf, die österreichische Batterie wird genommen, und in wilder Flucht wälzen sich die Massen der geschlagenen Infanterie den jenseitigen Hang des Hügels wieder hinab, dem Gohlauer Graben zu.

Nadasdy, Banus von Kroatien, der seine schlimme Lage dem Unverstand des österreichischen Oberkommandos verdankt, zeigt sich unerschrocken bis zur letzten Minute. Noch will der tapfere Graf nicht an seine Niederlage glauben. Der Gohlauer Graben ist eine natürliche Verteidigungslinie, und verzweifelt bemüht sich Nadasdy, seine aufgelösten Regimenter von neuem hinter diesem Wall zu sammeln.

Aber auch Moritz von Anhalt-Dessau ist ein Mann, der überall zu sein scheint und nicht gewillt ist, dem Feinde Ruhe zu vergönnen. Zwar hat Nadasdy jetzt notdürftig eine neue Verteidigungslinie zusammenflicken können, da sendet Moritz von Dessau jene Grenadierbataillone, die schon vorher der österreichischen Kavallerie zum Verhängnis geworden sind, in des Banus rechte Flanke. Hier ringen schwer und verbittert die Sturmbataillone Wedels mit Kolben und Bajonett, denn nicht ein Schuß Munition steht mehr zu ihrer Verfügung.

„Ehre genug für heute, Bursche", ruft der Dessauer den Tapferen zu, „geht zurück ins zweite Treffen!"

Aber ein Siegesrausch hat jene tapferen Männer gepackt, die das erste Loch in den feindlichen Wall rissen. „Da müßten wir ja Hundsfötter sein", schreien die Kerle zurück, „Patronen her! Patronen her!" Und stechen und hauen drein . . .

Da ist auch des Nadasdy letzter Stützpunkt am Gohlauer Graben in der Sturmflut der Potsdamer Wachtparade untergegangen; nichts mehr bleibt dem Banus als seine schon stark mitgenommene Kavallerie. Sie ist ihm der letzte Hoffnungsanker, und in unverzagter Wildheit führt er sie noch einmal gegen die Preußen.

Jetzt aber erhält Zieten das Wort, der endlich im Gelände seinen Aufmarsch vollziehen konnte. Mit allen seinen Schwadronen stürzt sich der Alte dem letzten Aufgebot des Banus von Kroatien entgegen und macht seine Niederlage erst vollständig. Die österreichische Reiterei wird aufgehalten, geworfen und stürzt sich in ihrer Flucht auf die eigene Infanterie, um das Chaos zu vollenden. Unzählige Gefangene bleiben in der Hand der Preußen, von denen der Oberst v. Seelen von den Zietenhusaren allein zweitausend einbringt. Auch Teil zwei gelang, denkt Friedrich auf dem Wachberge und gibt seine neuen Befehle.

Der Prinz von Lothringen auf seinem Breslauer Berg ist bei dem immer mehr sich verstärkenden Kanonendonner sehr unruhig geworden. „Es scheint fast, als ob der Nadasdy recht behalten sollte", wendet er sich ängstlich an Daun.

Der Feldmarschall gibt keine Antwort und blickt nur trübe vor sich hin. Dann zuckt er die Achseln, als ob er sagen wollte: „Warum habt Ihr auch auf den Lucchesi gehört!"

Auf keuchendem Pferde, das sich kaum mehr auf seinen Hufen hält, naht Nadasdys letzter Kurier; er meldet den Zusammenbruch des linken Flügels.

Da wird der Lothringer Prinz beweglich und schreit und befiehlt. Aber er kann nicht mehr ausrichten, als aus seinem zweiten Treffen nach dem Süden Reserven abzugeben. Sie sollen sich eilen, nur eilen . . .

Das gibt nur neues Verhängnis. Eine geschlossene größere Schlachtordnung kommt bei der allgemeinen Überhastung nicht mehr zustande. Einzeln, so wie sie der Alarmbefehl erreicht, brechen die österreichischen Bataillone auf und ziehen sich im hastigen Lauf nach Süden, dem Kanonendonner und — dem Verderben entgegen. Sie befinden sich plötzlich inmitten Scharen von Fliehender, in die das preußische Kartätschenfeuer schlägt, und werden in dem allgemeinen Strudel mitgerissen. So verpuffen auch diese Reserven, und wie eine ungeheure Maschine des Todes avanciert die preußische Armee noch immer und wendet sich jetzt auf Leuthen zu.

Den Österreichern blieb jetzt nichts anderes mehr übrig, als in einer ungeheuren Schwenkung nach links die Front nach Süden gegen den Feind zu gewinnen. In Leuthen selbst warfen sie in aller Eile Schanzen auf, entschlossen, dieses Dorf bis aufs äußerste zu verteidigen. Von Osten nach Westen sich hinziehend, war es auch zum festen Stützpunkt gut geeignet und mußte zum neuen Brennpunkt werden, der über den Ausgang der Schlacht entschied. In der Mitte von Leuthen befand sich der von starken massiven Steinmauern umfriedete Kirchhof der katholischen Pfarrkirche. An allen vier Ecken dieser Mauer waren kleine, runde Türme errichtet, in denen sich ebenso wie in der Mauer selbst Schießscharten befanden. Das alles war im 17. Jahrhundert erbaut worden, zur Sicherheit der Dorfbewohner in schlimmen Zeitläuften, und sollte jetzt einhundertundfünfzig Jahre später eine weit größere Bedeutung gewinnen. Das österreichische Regiment Rot-Würzburg besetzte den festen Platz, und hinter ihr auf der Windmühlenhöhe bei Leuthen fuhren österreichische Batterien auf, um ihm einen noch besseren Schutz zu verleihen.

Teil drei! denkt Friedrich auf dem Wachberg, der aufmerksam und mit Zuversicht im Herzen die Entwicklung der Schlacht bis ins kleinste verfolgt hat. Das hilft zur Entscheidung!

Die Preußen sehen ihren König mit der Reserve-Kavallerie jetzt mitten unter sich; er hat seinen Beobachtungsstand aufgegeben und unweit Radaxdorf in einem kleinen Wäldchen Aufstellung genommen, das unmittelbar unter dem feindlichen Artilleriefeuer auf dem Windmühlenhügel liegt und schon manchen Verlust in der Suite des Königs gefordert hat.

„Majestät", mahnt der Adjutant Wobersnow, „wollen Majestät nicht einen anderen Platz aufsuchen?"

„Dies hier ist der rechte", verweist Friedrich strenge, „nur von hier aus kann ich die Details übersehen."

Er weiß, der Fall von Leuthen entscheidet die Schlacht. Jede Minute bleibt kostbar, denn die Dunkelheit wird bald hereinbrechen und kann dem Österreicher von Nutzen sein. Unter ihrem Schutze wird er abziehen können, und alle bisherigen Erfolge sind nur halb. Friedrich befiehlt den Sturm auf Leuthen.

Zwei Bataillone Garde, die Bataillone Münchow, Pannewitz und Retzow rücken an, ein paar Schritte voraus die Fahnenjunker, ganz vorn die Offiziere; die seidenen Fahnen knattern im Dezemberwind.

Die Österreicher, die sich am Dorfrand notdürftig verschanzt haben, sind bald geworfen. Von dem Feuer und dem Marschtritt der Preußen verfolgt, zerstreuen sie sich im Dorfe selbst.

Es kommt zu erbittertem Nahkampf, Kolben und Bajonett wüten, jeder Schritt Boden wird nur mit Blut gewonnen. Aber dann läßt der Widerstand in den Straßen und aus den Häusern nach; nur der Kirchhof bleibt noch als feuerspeiende, schier unüberwindliche Festung.

Aus den Schießscharten seiner Mauern, seiner Türme ragen die Gewehre von Rot-Würzburg. Da ist auch keiner in diesem tapferen österreichischen Regiment, der an Flucht denkt. Sie sind hier eingeschlossen und werden halten, was da auch komme. Sind die Mauern nicht hoch und fest? Ist die Nacht nicht nahe, die den Preußen jeden weiteren Angriff wehrt? Die Offiziere schwingen anfeuernd ihre Degen, die Mannschaft antwortet mit Zurufen, und das Feuer von Rot-Würzburg hemmt den unwiderstehlichen Sturmlauf der Preußen.

Der Kommandant des dritten Bataillons preußischer Garde erkennt: hier kann nur das blanke Bajonett etwas ausrichten. Gegen das eichene Tor des Kirchhofs wirft er den neuen, wütenden Ansturm. Mit Kolben und Äxten bearbeiten die Preußen das schwere Holz; endlich, es splittert, es kracht zusammen. Der Eingang scheint frei . . .

Aber da starrt den Stürmern eine blitzende Hecke von Eisen entgegen, die Bajonette Rot-Würzburgs wehren dräuend den weiteren Weg.

Einen Augenblick stutzt der preußische Kommandant.

Da ist ein Hauptmann v. Möllendorff, der die Lage rettet. Mit einer Löwenstimme brüllt er in den wogenden Kampflärm: „Einen andern Mann her, hier ist nichts zu bedenken." Und schlägt mit seinem Degen die Bajonette der Österreicher aufwärts: „Leute, folgt mir nach!" Unbedenklich wirft sich der Tapfere als erster in die geschaffene Bresche, und niemand ist es, der ihn verläßt. Rot-Würzburgs Eisenriegel ist gebrochen.

Zwischen den Leichensteinen und Grabhügeln entspinnt sich ein fürchterlicher Kampf, Mann gegen Mann, und der letzte Österreicher fällt. Auch vom Süden her dringen jetzt die Preußen in den Kirchhof. Leuthen ist gewonnen. Aber der Ruhm des braven österreichischen Regiments Rot-Würzburg wird bleiben, solange vom Kampf um diesen Kirchhof die Rede sein wird.

Den Österreichern bleibt jetzt nur noch der Rückzug auf den Windmühlenhügel offen. Nördlich von Leuthen versuchen sie aufs neue Widerstand zu leisten, und in dünnen, weithingezogenen Linien stoßen die Preußen über das Dorf hinaus und dem Feinde entgegen. Ihr linker Flügel gerät in heftiges Kartätschenfeuer, das vom Windmühlenhügel herab auf ihn niedersaust.

Noch während der Kampf um Leuthen tobt, tritt hier eine Krise für die Angreifer ein. Das heftige Artilleriefeuer bringt einige preußische Bataillone durcheinander; ihr Sturmlauf stockt, die einzelnen Glieder taumeln dorthin und hierhin, der Österreicher setzt zum Sprunge an.

Wieder ist es ein Truppenoffizier, der die Lage rettet. Von Retzow ist sein Name. Dieser Leutnant reißt das Bataillon des zweiten Treffens anfeuernd vor und stützt so die weichende erste Linie. Es ist die gleiche Zeit, da der Hauptmann v. Möllendorf das Kirchhofstor von Leuthen sprengt und den Kirchhof erobert. Auch der linke preußische Flügel geht wieder gegen den Windmühlenhügel vor.

Aber nun steht die Schlacht, und der Abend ist nahe. Die Österreicher kämpfen dicht hintereinandergeschart mit dem Mut der Verzweiflung, und die Preußen gewinnen kaum Boden. Der König sieht das alles wohl von seinem Beobachtungsstand aus, aber er kann wenig helfen. Lediglich die Artillerie, die am Butterberg steht, wird verstärkt; der Infanterieangriff stockt noch immer.

Da ist es der Feind selbst, der zu Hilfe kommt. Jener Graf Lucchesi italienischen Blutes, der durch seine überstürzten Hilferufe den bisher für Österreichs Fahnen schlimmen Gang der Schlacht verschuldet hat, glaubt, jetzt den Retter spielen zu können. Gab nicht schon bei Kolin die Reiterei den Ausschlag? Das soll wieder so sein, und er, der Graf Lucchesi, kann so gut machen, was er vielleicht gefehlt hat. Zwischen dem Butterberg und dem Dorf Leuthen will sich der österreichische General auf den scheinbar ungedeckten linken preußischen Angriffsflügel werfen, um so die ganze „Wachtparade" aufzurollen. Langsam schiebt er sich mit seinen Schwadronen vor.

Aber es ist nicht mehr so wie bei Kolin. Der König von Preußen hat alles vorausbedacht, und über den linken preußischen Infanterieflügel, den Lucchesi ungesichert wähnt, wacht der Generalmajor v. Driesen mit seinen vierzig Schwadronen. Hinter dem Sophienberg hält er noch immer aufgesessen und wartet nur auf die Gelegenheit, endlich einhauen zu können. Dieser preußische General,



dem der König besonders geneigt ist, war einstmals Theologe und ist noch heute als gelehrter Bücherfreund bekannt; das schließt nicht aus, daß er eine der besten Klingen im preußischen Heere führt. Da kommt ihm Lucchesi mit seinen Schwadronen nur zu gelegen.

Der italienische Graf glaubt den rechten Augenblick gekommen und reitet an. Während er einen ungedeckten feindlichen Heeresflügel zu attackieren glaubt, ficht er selbst schon mit offener Flanke.

Eine Minute später sieht er das Unwetter über sich hereingebrochen. Zwischen dem Sophienberg und Radaxdorf preschen Driesens Schwadronen wie eine rasselnde Eisenwand mit höllischem Gelärm vor und über ihn herein, der sich vom Rücken und in der Flanke wie in einem Gefängnis gefesselt sieht. Der Nahkampf ist wütend, aber kurz. Als jetzt auch der Prinz Eugen von Württemberg die Österreicher in der Front packt, ist deren letzte Stunde gekommen. Kein anderer Rückzug bleibt ihnen mehr als der auf die eigene Infanterie. Das aber bedeutet das Ende der Schlacht.

Denn die Flucht der Reiterei auf die eigene Infanteriestellung erschüttert diese vollständig. Die preußische Infanterie erkennt auch die Gunst der Stunde sofort und wirft sich mit brausendem Hurrarufen im neuen Sturmlauf auf den Feind.

Garf Lucchesi ist verzweifelt. Durch persönliche Tapferkeit sucht er seinen Fehler gut zu machen. Ein paar Tapfere sind neben ihm geblieben, und bald hat das Getümmel den Grafen und seine Getreuen verschlungen. Erst anderen Tages findet man seine Leiche unter einem Haufen Gefallener.

Der allgemeine Rückzug der Österreicher, der in wilde Flucht ausartet, ist durch nichts mehr aufzuhalten. Ganze Bataillone werfen die Waffen fort und streben in Hast den Ufern der Weistritz zu, um die Übergänge auf Lissa zu gewinnen. Nur das sinkende Tageslicht verhindert, daß die Schlacht die entscheidendste des Jahrhunderts wird; als größter Sieg dieser Zeitspanne ist sie dennoch in die Geschichte eingegangen.

König Friedrich hat seinen Beobachtungsstand verlassen, sein Antlitz ist überschattet von tiefem Ernst. Er reitet, den Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau zu suchen.

Gerade beschäftigt, die Truppen aufs neue zu ordnen, bemerkt der Übereifrige seinen König kaum, der ihm zuruft: „Ich gratuliere Ihnen zur gewonnenen Bataille, Herr Feldmarschall!"

Der Dessauer umkreist auf seinem Pferde — das dritte, das er in dieser Schlacht reitet, denn die anderen wurden ihm unter dem Leibe erschossen — emsig ein sich neu formierendes Regiment und überhört den ehrenden Gruß.

Friedrich lächelt und ruft ihn aufs neue zu: „Hören Sie nicht, daß ich Ihnen gratuliere, Herr Feldmarschall? Sie haben mir so bei der Bataille geholfen und alles ausgeführt, wie mir noch nie einer geholfen hat."

Der König hat das mit weithinschallender Stimme gesprochen, und nicht nur der Dessauer, alle haben Wort für Wort verstanden, wie er seinem getreuen General die höchste Würde des Heeres verlieh.

In die bärtigen Wangen des Dessauers gießt es sich glühend rot, tief neigt er sein Haupt vor der Gnade des großen Friedrich und schwört bei sich im stillen, noch mehr, viel mehr für solchen König zu tun.

In der österreichischen Armee ist es vielfach und zu allen Zeiten Sitte gewesen, die Schuld für mißratene Bataillen nicht dem in die Schuhe zu schieben, der sie wirklich hätte tragen müssen. Prinz Karl von Lothringen war ein Verwandter des Erzhauses und darum natürlich vor jedem Verdacht gefeit, mochten auch die Spatzen von den Dächern Wiens es sich zupfeifen, daß es mit der Feldherrnkunst des Lothringers nicht gerade zum besten bestellt sei. Später jedenfalls nannte man in Österreich den Grafen von Nadasdy, Banus von Kroatien, den Verlierer der Leuthener Schlacht.

Dieser gleiche Mann aber — so verzeichnet es die Kriegsgeschichte — war der einzige, der in dem allgemeinen Rückzug des kaiserlich-königlichen Heeres noch den Kopf oben behielt, indem er die Brücken der Weistritz sicherte. Sonst wäre kein Österreicher mehr über den Fluß und in das Lager von Breslau zurückgekommen.

Denn Friedrich bleibt unermüdlich; er will den Sieg ausnutzen mit allen Kräften. Deshalb sollen Lissa und die jenseits dieser Stadt gelegenen Weistritzbrücken noch heute gewonnen werden.

Tiefe Dunkelheit ist über das weite Feld gekommen und verbirgt gnädig das Entsetzen, das die wilde Schlacht darüber gebreitet hat. Das Gewehr im Arm, todmüde, lagert sich die siegreiche Potsdamer Wachtparade, wo jeder gerade steht, auf dem eisigen Winterboden; beiderseits der Straße von Lissa flammen die Wachtfeuer auf.

Zunächst der Stadt Lissa hat der rechte preußische Flügel seine Ruhe gefunden. Der unermüdliche König reitet die Front der Armee ab, und am rechten Flügel angekommen, fragt er gnädig: „Wer von euch, Kinders, hat noch Lust, mich ein wenig nach vorwärts zu begleiten?"

Da stehen sie alle auf, die von den Grenadierbataillonen Wedel, Rammin und Manteuffel. Der König wünscht es, und sie folgen, ob auch der Leib müde und zerschlagen ist; noch niemals hat er sie sinnlos aufgerufen.

Voran der König mit einer Begleitung von Seydlitz-Kürassieren, dahinter die Grenadierbataillone, so geht es in die ungewisse Nacht hinein.

Von vorn kommt eine befehlende Stimme. Der König ruft laut zurück. Eine Dragonervedette ist's, die ihnen begegnet.

„Wo steht der Feind?" fragt Friedrich, aber der befehligende Offizier vermag ihm keine befriedigende Auskunft zu geben. In der Tat wären die Österreicher selbst nicht imstande gewesen, ihm eine rechte Antwort darauf zu erteilen, so in alle Winde verstreut, fast wie in den Boden versunken ist die ganze geschlagene Armee.

„Dann werden wir uns also selbst Gewißheit schaffen müssen", entschließt sich Friedrich und befiehlt, den Marsch fortzusetzen. Zur Sicherheit gibt das Bataillon v. Wedel noch ein paar Kanonenschüsse ab, aber nichts antwortet.

Offizierspatrouillen, die vorausgesandt werden, kommen zurück und melden ein Gehöft, das sich einige hundert Meter vorwärts an der Landstraße befindet.

Friedrich nickt befriedigt: „Nun weiß ich Bescheid, wo wir sind: mitten auf der Breslauer Straße, und in dem Gehöft wohnt der Kretschmer von Saara."

Das Schießen hat den treuen Zieten mit einigen Husaren herbeigerufen. Der Alte kommt in wildem Karracho auf den König zu: „Sind Ew. Majestät in Gefahr?"

Friedrich wehrt ab: „Wie soll's wohl! Aber laß Er jetzt die Husaren vorausreiten, Zieten; wir werden laut sprechen, damit sie uns nicht verlieren."

In dem einsamen Gehöft ist noch Licht. Friedrich befiehlt, eine Laterne herbeizuschaffen, und der Kretschmer, der keine Ahnung besitzt, wer hier kommt, bringt sie selbst.

„Faß Er nur meinen Steigbügel an", befiehlt Friedrich, ohne sich zu erkennen zu geben. „Das ist doch der Weg nach Breslau, der durch Lissa führt?"

Der Schlesier bejaht eifrig. „Er ist wohl der Kretschmer selbst?" fragt der König aufs neue.

„Ganz zu dienen, Ew. Exzellenz", bejaht der Mann beflissen, „ich bin der Kretschmer." Er bemüht sich, mit dem weitausgreifenden Schritt des königlichen Pferdes mitzukommen.

Friedrich spinnt die Unterhaltung weiter: „Da sind die letzten Tage für Ihn wohl schlimm gewesen, guter Mann, und Er hat manches ausstehen müssen?"

„Um des Herrgotts willen, das kann man wohl sagen, Ew. Exzellenz", versichert der Kretschmer treuherzig. „Als de Österreicher übers Schweidnitzer Wasser gekumme sind, war's so vull in meinem Hause, daß ke Apfel zur Erde fallen konnte. Ich konnt's kaum schaffe, so haben's mich angeschirrt. Fast han se mich rein ausgeplündert, soviel Geschläter (Gesindel) ist um sie rum gewese."

Der König nickt ernst zurück: „Das tut mir von Herzen leid!" Und dann überlegend: „Waren auch hohe Offiziere in Eurem Haus, und was haben sie erzählt?"



„Doch, Exzellenz", sagt der Kretschmer und plustert sich förmlich auf vor Wichtigkeit: „Gestern mittag hab' ich den Prinzen von Lothringen selbst in meiner Stube gehabt mitsammen seinen Adjutanten. Ein Gerenne und Geschiebe hat es gegeben, davor einem angst und bange werden konnte. Und gelacht und gespottet haben se über unsern König. Er traue sich holters nicht zu kommen, haben se gesagt, und man solle ihn eben laufen lassen. Nu freet es mich desto mehr, daß der Herr König se heute nachmittag so gut bedient hat."

Friedrich lacht still in sich hinein und fragt weiter: „Wann ist denn der hohe Gast davonspaziert?"

Der Kretschmer von Saara ist schon ganz heiß geworden vom Laufen und Erzählen: „So heute in der Frühe gegen neun hat der Prinz fortgemacht, aber nachmittags ist er wiedergekommen, aber nicht mehr zu meiner Stube herein. Sondern mit seinem ganzen Schwarm von Offiziers hat er schnell vorbeigemacht, den Damm herauf und immer nach Lissa zu. Und, glaub ich fast, das ganze Heer ist nach ihm gekommen bis vor ungefähr anne gute Stunde, Reuter und Musketier alles im bunten Haufen; so sehr muß sie unser Herr König gehuscht haben. Denn was unser Herrgoht ist,

der steht dem kleenen Haufen bei und hält nichts von Spott und Lästerungen."

Niemand vermag des Königs Antlitz bei der Dunkelheit genau zu erkennen; nur schwaches Licht der kleinen Laternen zuckt vor ihnen auf dem Weg hin und her gleich einer Leuchte aus der Geisterwelt. „Er hat ganz recht", spricht Friedrich jetzt, und seine Stimme klingt voll und schwer, „so hat's Meine Armee heute gehalten, und deshalb ist ihr auch der Sieg beschert worden."

Der Schlesier am Steigbügel des Königs blickt erschrocken auf; fast läßt er in seiner Bestürzung die Laterne fallen und faßt sich nur mühsam: „Um Vergebung, da seid Ihr wohl unser König selbst, und ich habe in meiner Einfalt Unsinn dahergesprochen."

Gütig schlägt Friedrich dem wackeren Mann leicht über die Schultern. „Das hat Er nicht, Mann, sondern Er ist ehrlich, wie ich es an meinen Landeskindern gern sehe. Und ich danke Ihm auch, daß Er mir den rechten Weg zeigt."

Diese Worte geben dem Kretschmer seine Sicherheit zurück, und zugleich befällt ihn der Ernst dieser Stunde, die er sein ganzes Leben nicht vergessen wird. Er fühlt sich verpflichtet, seinen Rat zu geben: „Wir müssen nun bald in Lissa sein, Ew. Majestät — es sind kaum mehr fünfhundert Schritt bis zu den ersten Häusern."

Der Mann hat kaum ausgesprochen, als ihnen plötzlich Gewehrschüsse entgegenschlagen und bedenklich nahe vom König und der flackernden Laterne in die Erde klatschen oder mit lautem Gesumm über ihren Köpfen davonziehen.

„Licht aus!" befiehlt Friedrich rauh, und dann wendet er sich streng an Zieten: „Wo haben die Husaren ihre Ohren und Augen gehabt?" Ja, die waren bei der Erzählung des Kretschmers von Saara gewesen, und statt die befohlenen dreißig Schritt vorauszureiten, hatten sie sich, immer mehr zurückbleibend, um das Pferd des Königs geschart.

Zum Glück war durch das Feuer des österreichischen Postens kein besonderer Schaden angerichtet worden; auch hatte der österreichische Posten schon das Weite gesucht, und unverzüglich ließ der König den Marsch fortsetzen.

Die meisten Häuser von Lissa waren noch hell erleuchtet und verrieten die Aufregung, die in der kleinen Stadt herrschte. Geradewegs bis zum Schlosse führte Friedrich seinen Trupp, doch kurz vor der Brücke, die dort das Schweidnitzer Wasser überquert, stießen sie auf die ersten Österreicher, Unbewaffnete mit Strohbündeln in den Armen, die, aufs höchste überrascht von dem plötzlichen Erscheinen des Feindes, sich willenlos gefangennehmen ließen.

Friedrich ließ sie einem kurzen Verhör unterwerfen und traf dabei seine Vorbereitungen für die Besetzung des Schlosses. Da blitzte es plötzlich vor ihnen aus allen Häusern und Winkeln: der österreichische Hauptmann, der dort kommandierte, hatte Wind bekommen und richtete sich zur Verteidigung ein.

Doch schon waren die preußischen Grenadiere heran. Während die Berittenen sich dicht an die Häuser preßten, um kein Ziel mehr zu bieten, gingen die Männer von den Bataillonen Wedel, Rammin und Manteuffel mit blankem Bajonett gegen den Feind vor und säuberten die besetzten Häuser und Höfe.

Friedrich tat, als ob ihn dieser Kampf nichts anginge, und wandte sich an seine Begleitung: „Messieurs, hier weiß ich Bescheid; folgen Sie mir!"

Er überließ sein Pferd einem Zügelhalter und setzte sich selbst an die Spitze des kleinen Zuges, der geradewegs auf das Schloß von Lissa zuschritt. Links der Schloßbrücke befand sich eine kleine Treppe aus Stein; sie führte zu einer verschwiegenen Tür, die den Zugang zu den Wirtschaftsräumen des Schlosses öffnete und dem König von früher her bekannt war.

Schon standen der König und seine geringe Begleitung in der geräumigen Küche und stiegen jetzt die Wendeltreppe hinan, die in das Innere des Lissaer Schlosses führte.

Das Schloß selbst war bis zum Boden hinauf von österreichischen Offizieren belegt, die das Geschieße auf den Straßen aus bleischwerem Schlummer emporgeschreckt hatte. Mit ihren Leuchten liefen sie wild durcheinander, ein Geraune und Geschnatter bewegte sich durch alle Stockwerke, und keiner von ihnen wußte so recht, was das alles bedeuten sollte.

Da trat plötzlich der König von Preußen unter die Aufgeregten: „Guten Abend, meine Herren, Sie haben mich hier gewiß nicht vermutet; kann man hier auch noch unterkommen?"

Die ruhigen Worte schlagen wie ein Blitz in die Aufgescheuchten. Draußen auf den Straßen ist das Gefecht längst zugunsten der Preußen entschieden, und die Grenadiere und Reiter erhalten nun ihren Lohn für die freiwillige Erkundung, die sie mit dem König unternommen haben; die Bürger von Lissa bereiten ihnen ein gutes und sattes Quartier.



Friedrich aber hat mit einer unnachahmlichen Handbewegung seine erschrockenen Feinde, die restlos von den Ihren abgeschnitten sind, in den Speisesaal gewiesen und setzt sich an den halb abgeräumten Tisch. „Sie werden gestatten", spricht Friedrich, „daß ich Sie in die Gefangenschaft beurlaube."

Auf dem Schlachtfeld von Leuthen, auf eisiger Wintererde an ihren lodernden Wachtfeuern, ruht noch immer todmüde die preußische Armee. Nur die Posten wachen, und zuweilen geht ein leises Wort von Mann zu Mann, derweilen sich die Schläfer im schweren

Traume wälzen, darin das blutige Bild der schwer errungenen Siegesschlacht wieder vor ihnen aufsteigt.

Plötzlich schrecken die Posten zusammen: ganz aus der Ferne vor ihnen klingt Gewehrfeuer auf, rollt stärker, kündet irgendein Unheil . . .

Man weiß nicht, wer zuerst das Wort aufgebracht hat, aber es ist da und läuft die Posten hindurch, weckt die ersten Müden, daß sie auf die Beine taumeln und mit einem Male hellwach sind: Der König! Der König ist in Gefahr!

Erste Kommandos gellen auf; es bedarf ihrer nicht einmal. Denn das ganze preußische Heer ist schon auf den Beinen. Ja, der König ist nach Lissa vorausgeritten; nur wenige Mann sollen bei ihm sein, erzählt man sich aufgeregt. So vergrößert die Liebe, die sie für ihren Führer verspüren, die Gefahr. Man sieht Friedrich schon gefangen, will und wird ihn heraushauen um jeden Preis.

Wie von selbst geführt, setzen sich die ersten Kolonnen auf die hartgefrorene Landstraße. Ihr Marschtritt dröhnt wie das Donnern des Gerichts, und dann hat einer aus den Tausenden der ziehenden Männer ein Lied angestimmt; vielleicht gar war's jener Soldat, den man bei Neumarkt einfing und mit dem es der König noch einmal versuchen wollte. Wundervoll klar, wie ein rauschender Strom, der gewaltig seine Bahn zieht, steigt der Choral himmelwärts:

„Nun danket alle Gott
mit Herzen, Mund und Händen,
der große Dinge tut
an uns und allen Enden . . ."

So hat diese Stunde ein Mitkämpfer der Nachwelt überliefert:
„Wie aus tiefem Schlafe erwacht, fühlte sich jetzt jeder zum Danke gegen die Vorsehung für seine Erhaltung hingerissen, und mehr als fünfundzwanzigtausend Menschen sangen diesen Choral einstimmig bis zum Ende. Die Dunkelheit der Nacht, die Stille derselben und das Grausen eines Schlachtfeldes, wo man fast bei jedem Schritt auf eine Leiche stieß, gaben dieser Handlung eine Feierlichkeit, die sich besser empfinden läßt, als man sie beschreiben kann . . . Eine erneute innere Festigkeit belebte jetzt den durch so viele Anstrengungen erschöpften Krieger, ein lauter Jubel ertönte aus aller Munde, und als gleich darauf ein heftiges Kanonenfeuer

von Lissa her hörbar wurde, wollte es einer dem anderen an Geschwindigkeit zuvortun, seinem Könige beizustehen.“ —

Ewig bleibt der Ruhm von Leuthen, ewig und wunderbar aber auch dieser freiwillige Marsch eines ganzen todmüden Heeres, das seinen Führer in Gefahr glaubte. Und war es auch unnütze Sorge, die es trieb, so hatte es noch ganze lange und schwere Jahre Zeit, dem großen König von Preußen seine Treue bis zum endgültigen Siege und Frieden zu beweisen.

Dieses Heer und dieser König haben das Preußen geschaffen und in seinen Grundfesten gemauert, auf dem später ein Reich gebaut werden konnte, das in der verwirrenden Vielheit großer Ereignisse, unter denen das Geschlecht von heute leben und schaffen darf, noch manches von dem zeigt, was unsterblich ist und bleiben muß. Dazu gehört ein Wort des Siegers von Leuthen, das wir in seinem politischen Testament an die Nachwelt verzeichnet finden:

„Wenn die Ehre des Staates euch dazu zwingt, den Degen zu ziehen, dann falle auf eure Feinde der Blitz und der Donner zugleich.“

So wie es bei Leuthen geschehen ist . . .



